

Sant'Egidio – Gebetswache für auf der Flucht Gestorbene

23. Juni 2021, Marienkapelle | Würzburg

Es war eine stürmische Überfahrt! Zu dritt machten wir uns als Kapläne vor über 30 Jahren auf den Weg nach Irland. Zwei Mitbrüder, meine beiden Freunde, und ich sind den Spuren des frühen Mönchtums auf der Grünen Insel nachgegangen. Dazu gehört auch Skellig Michael, eine steile, felsige Insel, die etwa zwölf Kilometer von der Küste Kerrys entfernt liegt. Dort wurde im 7. Jahrhundert die ehemalige Mönchsiedlung gegründet, in der die Mönche in kleinen Zellen, die als Steinhütten gebaut waren, lebten.

An einem unserer Reisetage saßen wir in einem kleinen Fischkutter. Kaum war der Hafen verlassen, wurde das Boot von einem immer stärker werdenden Wellengang hin- und hergeworfen. Das Problem war für mich nicht, dass wir trotz Fischermäntel nass wurden, mein zunehmend größeres Problem war, dass mir unbeschreiblich schlecht wurde und ich alles, was in mir war, dem Meer übergeben musste. Ich konnte mich kaum noch auf den Beinen halten. Da merkte ich, dass einer meiner beiden Freunde neben mir stand und mich festhielt. Dass ich die fast zwei Stunden währende Tortur überstand, verdanke ich seinem – im wahrsten Sinne des Wortes – unermüdlichen und unerschrockenen Beistand. Diese Erfahrung ist für mich unvergesslich und wie ein Symbol dafür, dass man insbesondere in den stürmischen Zeiten unseres Lebens einen verlässlichen Beistand braucht.

Die Überfahrt zu unserem Reiseziel dauerte zwei Stunden. Wenn ich an die Menschen denke, die tagelang nicht nur Wind und Wellen ausgesetzt sind, sondern auch Männern, die keinerlei menschliches Interesse an ihren Passagieren haben, weil sie sich lediglich an ihnen bereichern und verdienen wollen, dann kann ich deren Gefühlslage ansatzweise erahnen.

Die wenigsten verlassen aus Vergnügen ihre Heimat. Auch wenn einzelne Menschen bei uns ankommen, deren Motivation zweifelhaft erscheint – die allermeisten mussten ihre Heimat aus Furcht vor Gewalt und Bedrohung verlassen, aber auch aus Verzweiflung über die aussichtslose Situation angesichts der Not, in der sie leben mussten.

Diese Not wird vielfach skrupellos ausgenutzt! Im vergangenen Jahr waren laut UNICEF 82,4 Millionen Menschen auf der Flucht – so viele wie noch nie. Ein kleiner Teil davon wagt den weiten Weg über das Meer und kommt bei uns in Europa an.

Was die Menschen brauchen ist Solidarität. Dort wo sie angenommen und damit auch aufgefangen werden, wird damit die Grundlage für ein friedvolles Miteinander geschaffen, das nach und nach wachsen kann. Doch die Skepsis gegenüber diesen Menschen ist verbreitet. Man spricht dann nicht von Menschen mit Fluchterfahrung oder einfach Flüchtlingen oder Asylsuchenden, sondern immer wieder auch von kriminellen Eindringlingen und so weiter. Zurecht wehren wir uns gegen pauschale Verunglimpfungen unseres Volkes mit dem Verweis auf die dunklen Seiten unserer Geschichte. Ebenso würden wir es als ungerecht empfinden, wenn wir alle als Verbrecher oder Kriminelle bezeichnet würden, weil es unter uns einzelne Übeltäter gibt. Deshalb müssen wir die unserer Landsleute zurechtweisen, die Menschen mit Fluchterfahrung pauschal als Sozialschmarotzer oder ähnlich bezeichnen.

Ich war damals heilfroh über die Solidarität auf dem zwei Stunden dauernden stürmischen Weg auf dem Meer vor Irland. Die Menschen, von denen wir ab und zu Bilder im Fernsehen vor Augen haben, brauchen dauerhafte Wegbegleitung – nicht nur bei der gefährlichen Überfahrt, sondern mehr noch, wenn sie hier festen Boden unter den Füßen suchen. Doch wenn wir in manchen Ländern den Umgang mit der Besatzung auf den Rettungsschiffen bedenken, die wenigstens einige der in Seenot geratenen Menschen auf ihrem Weg in Richtung Europa retten, dann drängt sich die Frage nach der vielbeschworenen globalen Solidarität auf!

Wenn unser menschliches Herz durch die Not der Leute gerührt ist, dann werden wir anders über sie denken und reden. Dabei gilt es den Blick und das Herz zu weiten für den Einzelnen und sein Schicksal. Wäre das der Fall, wäre die Haltung gegenüber den wenigen Menschen, die im Kirchenasyl geschützt werden müssen, weil sie in allergrößter Gefahr sind, nicht so hart und nur an allgemeinen gesetzlichen Regelungen orientiert.

Nun sagen viele Politikerinnen und Politiker, dass man den Leuten insbesondere dort helfen soll, wo sie leben. Da bin ich sehr dafür; das hat auch der Papst gesagt. Jeder hat ein Recht, in seinem Land zu leben. Aber anstatt davon zu sprechen, sollte man dann auch etwas dafür tun. Um wirklich zu helfen, braucht es z. B. für Afrika – wie der Entwicklungshilfeminister immer wieder fordert – eine Art Marshallplan. Gleichzeitig müssen Waffenlieferungen in Krisenregionen hinterfragt werden.

Doch wenn es konkret wird, wie das z. B. bei der Diskussion um das Lieferkettengesetz deutlich wurde, drängt sich der Eindruck auf, dass die ökonomischen, wirtschaftlichen Interessen stärker im Blick sind bzw. im Vordergrund stehen. Oder denken wir an die aktuelle Diskussion um die Impfstoffverteilung an arme Länder, an die Reaktionen, wenn es um Lizenzen oder gar Patente geht. Lieber geben die wirtschaftsstärksten Länder der Erde eine einmalige Spende von einer Milliarde Impfstoffdosen – „ein Tropfen auf den heißen Stein“! Wo wird da die Solidarität konkret, die den Menschen helfen kann, damit sie in ihrer Heimat bleiben und diese mit aufbauen können.

Solange Solidarität nicht zu einem Grundanliegen unseres Handelns wird, tragen wir dazu bei, dass Menschen sich auf den Weg machen, der einige auch zu uns führt, bei dem sie unterwegs aber ihr Leben riskieren.

Ganz bewusst habe ich für unseren Gebetsgottesdienst heute Abend das Evangelium vom Sturm auf dem See ausgesucht, denn in stürmischen Zeiten kommt es entscheidend auf den Halt an. Der Aufbruch zu neuen Ufern wird überschattet von Dunkelheit und Unsicherheit und schließlich von einem plötzlich aufkommenden heftigen Sturm. Jesus, an den sie sich in ihrer Not und Aussichtslosigkeit halten, gebietet dem Sturm Einhalt. Bemerkenswert ist, als erstes steht sein heilvolles Wirken. Dann erst stellt er die Frage nach dem Glauben. Menschen, die uneigennützig helfen, sind ein Garant dafür, dass Gott uns nicht im Stich lässt. An IHN können wir uns halten, denn ER hält uns – gerade in stürmischen Zeiten. ER ist mit uns im Boot des Lebens.

Wir leben in stürmischen Zeiten. Nicht nur die Corona-Pandemie stellt sich als große Bedrohung für die ganze Erde dar. Die unzähligen Menschen auf der Flucht, auf der Suche nach einer lebenswerten Zukunft, machen uns die ungerechten Strukturen in unserer Welt bewusst. Die zunehmend deutlicheren Spannungen zwischen den großen politischen Blöcken,

u. a. Russland, China und USA, sowie den fortwährenden kriegerischen Konflikten in vielen Ländern der Erde sind bedenkliche Zeichen. Das despotische Verhalten einer Vielzahl von Staatschefs erwecken große Sorgen. Auf unserem Kontinent steht die europäische Einigung in Frage aufgrund einer sich verbreitenden Haltung, die nur das eigene Land, den eigenen Staat sehen will. Nicht zu vergessen ist die Bedrohung der guten Schöpfung Gottes, die nicht nur jungen Menschen Angst und Sorge macht.

Wir können dieser Entwicklung und den damit zusammenhängenden Stürmen nur entgegenwirken durch einen glaubwürdigen Einsatz für das Leben. Indem wir uns aus dem Geist Gottes und SEINER Kraft für das Leben engagieren und Menschen Beistand in ihren konkreten Nöten leisten, erweisen wir uns als Jünger Jesu.

Warum ist eigentlich noch niemand auf die Idee gekommen, ein großes internationales Sportereignis wie z. B. die Fußball-Europameisterschaft zu nutzen, um vor der an den Bildschirmen versammelten Weltöffentlichkeit auf die Not der unzähligen Menschen in aller Welt oder auch auf Menschenrechtsverletzungen hinzuweisen und ebenso auf die Menschen auf der Flucht vor Gefahr und Not? Wo ist die Lobby für die Menschen auf der Flucht? Damit richtet sich der Blick nun auf uns, die Christen und die Gemeinschaft der Glaubenden, die Kirche. Wo sind der Zuspruch, die Ermutigung, die Hoffnung, die Menschen gerade in solch stürmischen Zeiten wie der Flucht brauchen?

Auch wenn die Kirche derzeit selbst aufgebrochen ist zu neuen Ufern, auch wenn sie selbst sich vorkommt wie in einem schwankenden Schiff, kommt es gerade jetzt darauf an, nicht zuerst nach neuen Strukturen und Strategien zu rufen, sondern nach IHM. Wo wir als Kirche im Vertrauen auf IHN, mit IHM im Boot unterwegs sind, da werden wir beherzt anpacken in den Stürmen des Lebens, und den Menschen Orientierung und Halt geben. Meine Erfahrung damals in der stürmischen See zwischen dem Festland und den Skellig Michael ist dafür ein eindrucksvolles Symbol.

Das Leitwort der Caritas „*Not sehen und handeln*“ wird in dem Bericht des Evangelisten Markus vom Seesturm deutlich und immer wieder im Laufe von 2000 Jahren in der Geschichte der Kirche konkret im Zeugnis beherzter Christen. „*Not sehen und handeln*“, das hat mein Freund damals im Fischkutter vor Irland getan. „*Not sehen und handeln*“, darauf kommt es für die Menschen an, die auf der Flucht sind! Wo das beherzigt wird, verliert kein Mensch mehr sein Leben, wenn er eine gute Zukunft für sein Leben sucht.

Domkapitular Clemens Bieber
www.caritas-wuerzburg.de